

Gerd Koenen

## Das Rote Jahrzehnt revisited

Unter den historischen Ereignissen des 20. Jahrhunderts bleibt „1968“ das am wenigsten greifbare. Natürlich war es ein bewegtes und bewegendes Jahr. Und doch wäre es ziemlich schwierig zu sagen, inwieweit es dramatischer gewesen ist als irgendein anderes Jahr des letzten Jahrhunderts. Warum hat es sich aber im kulturellen Gedächtnis so vieler – vor allem westlicher – Gesellschaften derart tief eingekerbt? Und welchen Sinn macht es, dieses magische Datum mal als die Quelle aller möglichen gesellschaftlichen Fehlentwicklungen zu denunzieren und mal als die Quelle aller möglichen Emanzipationen mit Zähnen und Klauen zu verteidigen?

Diese Fragen stellen, heißt, sie teilweise schon zu beantworten. Die Rede ist von einem Ereignis, das sich eben nur als Kulminations- oder Schnittpunkt vieler längerer Entwicklungslinien beschreiben lässt, als jähe Springflut einer „Revolution steigender Erwartungen“, als Ausbruch erotischer Lebensenergien und halluzinatorischer Weltgefühle, aber auch apokalyptischer Stimmungen. „1968“ war jedenfalls ein hochgradig subjektiver historischer Moment – allerdings für so viele in solcher Intensität und etwa zur selben Zeit, dass sich aus dieser Erfahrung eine politische Generation formte, und mit ihr ein Generationsstil und eine Lebenshaltung, die auf die Gesellschaften im Ganzen abfärbten.

Das gilt nicht nur für die alte Bundesrepublik, sondern für eine Vielzahl von Ländern dieser Erde – vor allem aber für die Länder, in denen die Verheerungen des Weltkriegs damals noch frisch und präsent waren. 1968 war auch ein Nachhall oder Nachspiel dieser traumatischen Erfahrungen, in die die „Nachgeborenen“, von denen Brecht 1947 gesprochen hatte („Ihr, die ihr auftauchen werdet aus der Flut“), psychisch tief eingebunden und verstrickt waren.

Die Entwicklungen, die um 1968 kulminierten, hatten ein Jahrzehnt zuvor an Fahrt aufgenommen. In der Bundesrepublik wie in anderen westlichen Ländern

war der drohende „Atomtod“ das Schreckensbild, hinter dem sich ab 1958 eine neue, die hergebrachten politischen Einteilungen überschreitende Protestbewegung sammelte. In der Bundesrepublik trat diese Bewegung in die Fußstapfen der Opposition gegen die Wiederbewaffnung im Rahmen der NATO und die damit verbundene Zementierung der deutschen Teilung.

Hier stößt man auf ein erstes Grundmotiv der anschließenden „68er“-Bewegungen: den Impuls nämlich, aus der in atomaren Vernichtungsdrohungen erstarrten Ost-West-Konfrontation auszusteigen. Diese Gefühle transzendentaler Verunsicherung verdichteten sich in der Kubakrise des Oktober 1962 zur akuten Panik. Am Morgen des Tages, als sowjetische Frachter sich der amerikanischen Blockadelinie vor der Karibikinsel näherten, saß ich in der Schule und sah aus dem grauen Himmel über der Ruhr Atomraketen wie Zeppeline sich zeitlupenhaft herabsenken. Gleich würden wir uns unter die Bänke werfen und die Aktentaschen über den Kopf stülpen, wie es uns in idiotischen Lehrfilmen vorgeführt worden war. Aber der Blitz, in dem wir alle verglühen sollten, blieb aus. Zurück blieb ein taubes Gefühl der Unwirklichkeit – ein *horror vacui*, der gewaltsame Sinnstiftungen magisch anzog.

Die frommen Ostermärsche unter der pazifistischen Friedensrunne legten jedenfalls plötzlich an Masse, Tempo und Schärfe zu. Bis dahin hatten sie eher gewerkschaftlichen Sonntagsdemonstrationen geglichen, zu denen die alten und jungen Männer (es waren ganz überwiegend Männer) im guten Anzug mit Krawatte und Nelke im Knopfloch gingen. Hatten Parolen wie „Mutter, denk an Dein Kind. Atomtod droht“ an die noch frischen Katastrophenerfahrungen der Älteren und der (meist daheim gebliebenen) Frauen appelliert, so füllten sich jetzt die Reihen der Ostermarschierer mit allerhand jungem Gemüse beiderlei Geschlechts, und die Marsch- und Kleiderordnungen änderten sich. Die Lieder der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung mit der Hymne „We shall overcome“ gaben einen neuen Gospel-Ton vor, der sich vom Wandervogel-Geklampfe der alten Anti-Atom-Bewegung deutlich abhob.

Überhaupt waren Sprache, Stil und Sound des jugendlichen Nonkonformismus in diesen Jahren noch ganz überwiegend der amerikanischen Folk-, Rock- und Popkultur entlehnt, die mit Macht in die künstlich heile Welt der Gründerväter der europäischen Einigung mit ihrer christlich-konservativen Abendländerei

eingebrochen war. Die Konzerte von Elvis Presley und Bill Healey, und wenig später die der Beatles oder Stones, wurden in Deutschland wie überall zum Fokus einer hedonistisch-widerborstigen Jugendszene mit Röhrenhosen und Elvistolle, Parka und Pilzkopf, in die sich (auch das ein Novum) die jungen Mädchen mit hochgetürmten Haaren und Pettycoats oder mit kurzgeschnittenen Ponies und in Hosen in „entfesselter“ Weise hineinmischten. Von einer „Verwahrlosung“ der Jugend war in den besorgten Erklärungen konservativer Familienminister und Medien jetzt dauernd die Rede, obwohl außer ein paar „Gammeln“, Tramps oder Beatniks die meisten noch ganz brav ihren Weg in Ausbildung und Beruf gingen.

Aber als im November 1963 der junge amerikanische Präsident John F. Kennedy, mit dem viele Jüngere sich identifizierten (so wie 2008 mit Barack Obama), in den Straßen von Dallas/Texas ermordet wurde, strömten in der Bundesrepublik Schüler und Studenten in zeremoniellen, stummen Fackelmärschen auf die Straße. (Imagine, Barack wäre 2011 einem Attentat zum Opfer gefallen!) Viele, die den ermordeten Präsidenten mit Tränen in den Augen betrauernten, skandierten nur ein paar Jahre später: „USA-SA-SS“.

Darin äußerte sich ein Prozess der rasenden Entidealisierung der Vormacht der „freien Welt“. Die schockierenden Bilder des Kennedy-Attentats verschwammen mit anderen aus den Südstaaten der USA, auf denen die nächtlichen Kreuze des Ku-Klux-Klan brannten und weiße wie schwarze Bürgerrechtsaktivisten bespuckt, gejagt oder ermordet wurden. Und immer zunehmend mischten sie sich mit den Bildern des Kriegs in Vietnam, der 1965 nach der (von Kennedy begonnen) Intervention der US-Armee unaufhaltsam eskalierte.

Dieselben Prozesse einer Entidealisierung hatten freilich auch die „Rebellen von Berkeley“ durchlaufen, Studenten einer der amerikanischen Eliteuniversitäten, deren Proteste gegen die Rede- und Versammlungsverbote auf dem Campus den Anstoß zur immer ausgedehnteren Antikriegsbewegung in den USA wie bald schon in der ganzen Welt gaben. Für sie, die Dissidenten aus der weißen Mittelklasse, hatte sich der „amerikanische Traum“ in einen Alptraum verwandelt. Gleichzeitig beschwor der schwarze Pfarrer Martin Luther King, der in diesen Jahren eine friedliche, aber machtvolle und hartnäckige Bürgerrechtsbewegung vor die Tore des Weißen Hauses führte, mit klingender Stimme seinen

ureigenen „amerikanischen Traum“ von einer Gesellschaft der gleichen Rechte und der gleichen Chancen – bevor er ihn 1968 mit dem Tod bezahlte.

Währenddessen waren die Länder Europas mit ihrer eigenen „unbewältigten“ Geschichte konfrontiert, die vielfach noch unmittelbare Gegenwart war. Frankreich zum Beispiel stand zu Beginn der sechziger Jahre noch ganz im Bann des Krieges in und um Algerien, der in seiner letzten Phase mit äußerster Brutalität geführt wurde. In der Bundesrepublik waren es, inmitten der Spannungen um Berlin, die 1961 im Mauerbau mündeten, vor allem die Gespenster einer „jüngsten Vergangenheit“, die unaufhaltsam zurückkehrten und gerade die Jüngeren zunehmend bewegten.

In den langen 50er Jahren, der sog. „Adenauer-Ära“, war nach stillschweigender gesellschaftlicher Vereinbarung der Mantel des Vergessens (oder vielmehr eines „kommunikativen Beschweigens“, so der Philosoph Hermann Lübbe) über die Massenverbrechen der NS-Zeit gebreitet worden. Der Versuch der Regierung Adenauer, 1958 durch die Verjährung aller ungeahndeten NS-Verbrechen einen Schlussstrich zu ziehen, scheiterte allerdings nach einem Aufschrei der Empörung weltweit wie im eigenen Land.

Aktive Staatsanwälte wie Fritz Bauer in Hessen eröffneten eine Reihe neuer NS-Verfahren, unter denen der Frankfurter Auschwitzprozess von 1963-65 herausragte. Ihm vorangegangen war mit einem weltweiten medialen Echo der Prozess in Jerusalem gegen den SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann, den Organisator der Vernichtungstransporte. Das auf die jämmerliche Figur und Selbstverteidigung Eichmanns gemünzte Wort Hannah Arendts von der „Banalität des Bösen“ verwies implizit auch auf die unheimliche Döppelbödigkeit der Gesellschaft, in der wir aufwuchsen, worin die blonden Herrenmenschen und Weltbrandstifter von gestern zu Biedermännern mutiert waren. Diese Einsicht musste zu einer elementaren Erschütterung des sozialen Urvertrauens führen.

Allerdings konnte einen die notwendige und legitime Distanzierung von einer bedrängenden und beschämenden Vergangenheit sehr schnell auf Holzwege führen, sobald man aus seiner „kritischen Haltung“ eine Pose machte und sich angewöhnte, die eigene Lebenswelt grundsätzlich in den schwärzesten Farben

zu malen – vor der der eigene jugendliche Gratismut umso heller leuchtete. So wurde die Bundesrepublik pauschal als „Nachfolgestaat des Dritten Reichs“ abgetan, so als hätte es nach 1945 nur Kontinuität und „Restauration“ und nicht auch einen tiefen Bruch und grundlegenden Neubeginn gegeben. Ja, wir Nachgeborenen, die wir in dieser düsteren „Adenauer-Republik“ aufgewachsen waren, waren im Grunde auch so etwas wie „Verfolgte des Naziregimes“!

Ich könnte die Litanei unserer angeblichen oder tatsächlichen Bedrückungen, die später als Erklärung für alle Umwege und Irrwege der 68er-Generation dienen sollte, bis heute auswendig hersagen. Ja, es stimmt: Man durfte mit dem oder der „Verlobten“ nicht im elterlichen Haus oder in einem Hotelzimmer übernachten, weil der „Kuppelei“-Paragraph drohte! Es gab für Homosexuelle noch immer den § 175! Es gab für dissoziale Jugendliche noch immer Erziehungsheime mit harschem Regiment, von Nonnen oder Erziehern geführt, die das sicher auch in der Nazizeit getan hatten! Und so weiter und so fort.

Alles richtig. Nur waren das ganz einfach die juristischen und kulturellen Standards dieser Zeit, wie sie in sämtlichen vergleichbaren Ländern herrschten. In der Kritik, die sich vor und nach 1968 in der Bundesrepublik daran entzündete, wurden diese überkommenen Moral- und Rechtsnormen aber zwangsläufig in das Gewitterlicht einer vom Nazismus durch und durch kontaminierten Gesellschaft gestellt – obwohl ihre Übernahme in den Rechtskanon der Bundesrepublik gerade aus dem konservativen Impuls der Verfassungsgeber gespeist war, die nationalsozialistische „Entsittlichung“ des Familien- und Alltagslebens und die „Verwahrlosung“ einer vielfach vaterlos und in Trümmern aufgewachsenen Jugend wieder in den Griff zu bekommen.

Vieles, was zum spießhaften und kleinkarierten Zuschnitt der bundesdeutschen Nachkriegsrepublik zu rechnen war, verfiel so einer Fundamentalkritik, die (auch) aus dem Narzissmus des eigenen Oppositionsgestus lebte. Das Moment authentischer Erschütterung und eines Gefühls moralischer Leere, das sich für uns als die ungefragten Erben des NS-Regimes auftat, soll damit nicht verkleinert werden. Aber man braucht daraus keine Heldengeschichte zu machen. Es hatte weder mit Masochismus noch mit reinem Edelmut zu tun, wenn man sich „mit der eigenen Geschichte auseinandersetzte“ – die ja auch eine Kränkung des eigenen Selbstbildes war. Zum jungen, zum „anderen Deutschland“ zu

gehören, das sich aus der Asche einer dunklen Vergangenheit erhob, war immerhin auch ein Adelstitel und ein moralisches Pfund, mit dem man wuchern konnte. Ach, wir lebten „in finsternen Zeiten“, und „der Schoß war fruchtbar noch“, aus dem wir selbst gekrochen waren. Umso mehr kam es auf uns jetzt an!

Zumal Mitte der 1960er Jahre von einer „Bildungskatastrophe“ die Rede war. „Bildung“ schien in politischer wie in gesellschaftlicher Hinsicht das Allheilmittel zu sein. Wer zur „gebildeten Jugend“ gehörte, von der die Soziologen jetzt als einem Schlüsselfaktor sprachen, war also Mitglied einer designierten Elite, die einer in stumpfer Unwissenheit gehaltenen „Masse“ das Licht der Aufklärung zu bringen hatte.

Das alles waren vorpolitische Prägungen und Aufladungen der späteren 68er-Generation – einer Generation, die allerdings nach den übereinstimmenden Befunden der Jugendforscher bis ins Jahr 1967 hinein überwiegend „karriereorientiert“ und auf die „Pflege der eigenen Individualität“ ausgerichtet war. Von außen gesehen, gab es nur wenig, was einen derartigen Ausbruch an Protestenergien, Gemeinschaftsbedürfnissen und Fundamentalkritiken hätte erwarten lassen, wie er dann plötzlich losbrach.

Mitte der 1960er Jahre nahmen in Westberlin die zerstreuten Proteste, die es gegen die Bildung einer „Großen Koalition“ in Bonn und die verfassungsändernden „Notstandsgesetze“ und anderen Themen gab, erstmals die Züge einer Studentenbewegung an, die sich im Zeichen des immer weiter eskalierenden Vietnamkriegs zunehmend auch gegen die USA als die Vormacht der bundesdeutschen Nachkriegsrepublik und Schutzmacht von Westberlin richtete.

Dabei hatten diese Proteste ihre eigene Mechanik der Eskalation. Als im Februar 1966 ein Häuflein von Demonstranten ein paar Eier auf die Fassade des Berliner Amerikahauses schleuderte, behandelten Politik und Frontstadtpresse, allen voran das neue Zentralorgan des gesunden Volksempfindens, die BILD-Zeitung, diesen vergleichsweise harmlosen Vorfall wie einen terroristischen Anschlag. Es dauerte nicht lange, und die demonstrierenden Studenten sahen

sich an die Seite des „Vietcong“ gerückt, oder sie wurden als „Rotgardisten“ und „FU-Chinesen“ der maoistischen Kulturrevolution eingemeindet.

Das war natürlich eine Einladung zur Identifikation, die sich die Avantgardisten dieser entstehenden Protestbewegung nicht entgehen ließen. Und schon bald münzten sie die unbegrenzte Empörungsbereitschaft der Westberliner Politik und Presse in eine bewusste „Provokationsstrategie“ um. Man warf sich blindlings in eine Serie von Konfrontationen und Mutproben, die sich in einem endlosen Reiz-Reaktions-Spiel an den Restriktionen oder Verboten entzündeten, die auch mit großer Zuverlässigkeit ausgesprochen wurden.

Ein Focus der Auseinandersetzung war der Streit über das „politische Mandat“, das die zunehmend links orientierten Allgemeinen Studentenausschüsse der Universitäten für sich in Anspruch nahmen, zusammen mit Forderungen nach einer „Studienreform“, die unter der zentralen Idee einer Öffnung und Demokratisierung der Hochschulen standen. Schließlich waren die Universitäten einmal Horte des obrigkeitsstaatlichen und reaktionären Denkens gewesen, und lange vor 1933 auch die Sturmvögel der nationalsozialistischen Machtergreifung. Wir wollten jetzt die Sturmvögel einer historischen Gegenbewegung sein, mit allem avantgardistischen und missionarischen Bewusstsein, das dazugehörte.

Die Bilder dieser frühen Berliner Studentenproteste sind interessante Dokumente eigener Art. Der Habitus der Studenten ist noch ganz überwiegend bürgerlich. Rollkragen oder T-Shirt unter dem Sakko waren der Inbegriff des intellektuellen Nonkonformismus, so wie das Vokabular der Parolen noch rein demokratisch und pazifistisch war. Nur wenige junge Frauen („Mädchen“, sagte man damals oft noch) kamen vorerst mit im Bild. Die Protestformen waren größtenteils den Rebellen von Berkeley entlehnt. Aus Diskussionsveranstaltungen wurden „Teach-ins“, während man sich noch ganz akademisch-korrekt mit „Kommitone“ anredete. Und das erste „Sit-in“ im Henry-Ford-Bau im April 1967 – als alle sich wie auf ein unsichtbares Signal hin auf den Boden setzten, nachdem der Rektor die Polizei gerufen hatte – könnte wohl als der Beginn der eigentlichen Studentenbewegung gelten.

Und dann war da einer, der in diese Protestversammlungen einen anderen Stil und neuen Ton hineinbrachte. Er war in den Zirkeln der Berliner

Linksoppositionellen kein Unbekannter, aber ein völlig Ungebundener, ohne jedes Mandat – außer dem, das er nun als Tribun einer neuen, „anti-autoritären“ Bewegung an sich zog: Rudi Dutschke. Er war eine ungewöhnliche und ganz unrepräsentative Figur: Ein Abhauer aus der DDR und protestantischer Dissident, der das Neue Testament ebenso intensiv studiert hatte wie die Schriften von Heidegger und Sartre, von Marx und Lukács. Ein Puritaner eher als ein Hedonist, kein Angehöriger der Rock'n Roll-Generation jedenfalls. Die Züge eines pfingstlich durchglühten Eiferers wurden durch seine hohe, singende Stimme gemildert, die ihm dann doch etwas von einem sanften Rebellen verlieh, der er eigentlich war.

Verglichen mit dem Gros der Bewegung, als deren Sprecher er nun die Bühne betrat, schien Dutschke ein fast unzeitgemäßer Mensch, jemand, der in der Welt der historischen sozialistischen Doktrinen (die er auf neue Weise fusionieren wollte) mehr zuhause war als in der profanen Gegenwart. Genau darin erwies er sich freilich als ein Trendsetter. Bald stürzten sich Scharen der in den Bewegungsstrom hineingerissenen Aktivisten in die Lektüre all dieser auf den Büchertischen ausgebreiteten, weithin esoterischen Schriften aus einer vergangenen Revolutionsepoche. Aber bald wagte man sich auch an die „Klassiker“, an erster Stelle mit einem Hauch von Feierlichkeit an Marx' „Kapital“. Man suchte in ihm so etwas wie das Bewegungsgesetz der menschlichen Geschichte oder das, was die Welt im Innersten zusammenhält.

In diesem faustischen Impuls lag der Zauber der Lesebewegung, die irgendwann 1967 begann und mehr als ein Jahrzehnt anhielt. Darin wurden heute unvorstellbar gewordene Mengen an Lektüren, vielfach in Form von Raubdrucken, verschlungen oder systematisch „geschult“ – ein Wort, das es bis dahin überhaupt nicht gegeben hatte, nun aber zur selbstverständlichsten Sache der Welt wurde. Es lag in der Logik der Sache, dass man bald begann, Präferenzen zu entwickeln. So wurde man im Schnellgang vom Radikaldemokraten und „Anti-Autoritären“ erst zum Marxisten, dann zum Leninisten, schließlich zum Trotzkiisten und Maoisten oder aber zum Anarchisten, Syndikalisten usw.

Diese Lektüren und Studien historischer Texte überschritten von vornherein alle Zwecke einer gegenwartsbezogenen Erkenntnis. Fast im Gegenteil: Sie kündeten von einem geschichtlichen Kontinuum von Kritik und Kampf, das uns

frischgebackenen Revolutionäre, meistens aus bürgerlichem Haus, bald schon weitaus realer erschien als unsere eigene, trügerische Lebenswelt. Man könnte es einen Akt historischer Rückversicherung nennen: Indem ich Marxist wurde, war ich Teil einer historischen Tendenz, die in Deutschland wie in anderen Ländern der kapitalistischen Metropolenwelt zwar Niederlagen erlitten oder faschistisch unterdrückt worden war, und die im sowjetischen Osten (1968 war ja auch das Jahr des „Prager Frühlings“ und seiner militärischen Niederschlagung) scheußlich „bürokratisch deformiert“ erschien. Aber draußen in den Ländern der „Dritten Welt“ hatte diese historische Bewegung von Neuem den Vormarsch angetreten.

Dazwischen lag das Schlüsselereignis des 2. Juni 1967, das alle diese Themen und Motive bündelte und suggestiv miteinander verschmolz. Die Erschießung eines Studenten bei den Treibjagden der Berliner Bereitschaftspolizei auf die Demonstranten, die den Staatsbesuch des Schahs von Persien frech, fröhlich und lautstark begleitet hatten, wurde zum Erweckungserlebnis einer ganzen, sich blitzartig herausbildenden politischen Generation.

Alles, was man vermutet oder schon mal verkündet hatte, schien sich plötzlich wie in einem kruden Lehrstück zu bewahrheiten. Der „Notstandsstaat“ zeigte seine faschistische Fratze. Ein keineswegs militanter Demonstrant, ein Germanist, der wie in einer zynischen Laune des Schicksals auch noch Ohnesorg hieß, war kaltblütig abgeknallt worden, als ein paar Tausend gegen den Staatsbesuch des Schahs von Persien demonstrierten.

Binnen Stunden und Tagen formte sich eine zuvor nur in Ansätzen, Latenzen und Stimmungen bestehende „Außerparlamentarische Opposition“ (APO), deren Kern die Studenten waren und die in sehr kurzer Zeit Züge einer Fundamentalopposition annahm. Ich habe prototypisch am eigenen Leib erlebt, wie der flashartige Eindruck, dass „sie“ auf „uns“ geschossen hatten, zu dem Gefühl führte, dass nun alles glasklar geworden sei – und wie sich buchstäblich über Nacht das eigene Weltbild radikal nach links verschob.

Fast über Nacht, begannen wir eine völlig andere Sprache zu sprechen. Aus dem „Establishment“ wurden „die Herrschenden“, die früher mittels

faschistischer Unterdrückung und heute hinter einer brüchigen demokratischen Fassade ihre „kapitalistische Ausbeuterordnung“ verteidigten. Die Arbeiter hatten sie mittels eines „autoritären Wohlstandsstaates“ (wie Herbert Marcuse diagnostiziert hatte) stillgestellt, um sie desto reibungsloser auspressen zu können. Sie betäubten die Massen durch ihre zynische Pressepropaganda, vornehmlich die Blätter aus dem Hause Springer. Sie zogen sich in universitären „Untertanenfabriken“ willige Funktionäre und Helfer heran. Und für den Fall, dass jemand aufmuckte, standen die neuen „NS-Gesetze“ und ihre zu jeder Untat fähigen Repressionsorgane bereit. Eben das hatten sie uns gerade eingebläut.

Aber das eigentliche, das globale Proletariat waren jetzt die Ausgebeuteten der „Dritten Welt“, die kolonial oder neo-kolonial Unterdrückten, denen die Kolonialisten und Imperialisten neben ihrem Land und ihrem Besitz auch noch ihre Kultur, ihren Stolz und ihr Selbstbewusstsein geraubt hatten. Und wie der Philosoph Jean-Paul Sartre im Vorwort zur Schrift des algerischen Arztes Frantz Fanon „Die Verdammten dieser Erde“, geschrieben hatte, konnten sich die Kolonisierten nur dadurch wieder zu Menschen machen, dass sie die Kolonisatoren in einem blutigen Akt der Befreiung erschlugen – und damit den Sklaven in sich selbst töteten.

So hatten es die Algerier gemacht, und so machten es jetzt die Vietnamesen in einer exemplarischen Befreiungsschlacht gegen die bis an die Zähne gerüstete Vormacht des Weltimperialismus, die USA. Deren einseitig und willkürlich entfesselter Aggressionskrieg, so sahen wir es, halb zu Recht und halb zu Unrecht, war auf dem besten Wege, dieses Land (nach dem bekannten Wort eines US-Strategen) „in die Steinzeit zurück zu bombardieren“. Aber in den Höhlen und Katakomben überlebte ein mythischer „Vietcong“ und führte einen Guerillakrieg, der den überlegenen Invasoren trotz Ungleichheit der Waffen schwere Verluste zufügte und sie an den Rand des Wahnsinns trieb.

Dieser ferne Krieg in Vietnam war allerdings auch der erste moderne Krieg, den man im eben angebrochenen Fernsehzeitalter nun fast „live“ verfolgen konnte. Mehr als uns bewusst war, trug dies dazu bei, den Vietnam-Krieg als eine globale Entscheidungsschlacht zu sehen, die uns suggestiv mahnte, Partei zu

nehmen. Binnen kürzester Zeit änderten sich die Parolen: Aus „Friede für Vietnam“ wurde „Amis raus aus Vietnam“, dann „Waffen für den Vietcong“, und schließlich „Sieg im Volkskrieg“. Wir wollten, freilich aus sicherer Entfernung, diesen Krieg nicht mehr beendet, sondern gewonnen sehen.

Das entsprach auch der testamentarischen Botschaft, die der argentinische Weltrevolutionär Che Guevara dem in Havanna tagenden Kongress einer „Trikontinentale“ der kämpfenden Völker hatte zukommen lassen: „Schafft zwei, drei, viele Vietnams!“ Er selbst hatte im Dschungel Boliviens diesen Kampf mit einer Schar Getreuer aufgenommen. Dass er im Oktober 1967 durch von US-Beratern instruierte Rangertruppen aufgespürt und ermordet worden war, machte seinen Nimbus nur noch symbolkräftiger. Zumal das Bildnis des aufgebahrten, den Blitzlichtern der Fotografen preisgegebenen, schönen Toten in einem unglaublichen Akt ikonographischer Überhöhung denen des für die Sünden der Welt gestorbenen Jesus Christus glichen. „Che lebt!“, stand an den Wänden vieler, fast aller Universitätsviertel der Welt.

Unter der Che-Parole „Die Pflicht des Revolutionärs ist es, die Revolution zu machen“, tagte im Februar 1968 ein Internationaler Vietnam-Kongress in Berlin. Wir vom Tübinger Sozialistischen Deutschen Studentenbund waren voller insgeheimer Angst, in ein Frontstadt-Pogrom blutigeren Ausmaßes hineinzugeraten – nur um festzustellen, dass die Tribüne und die Straße in ungeahnter Weise uns gehörte, den jungen Rebellen.

Unter den Lichtern der Weltpresse war da leibhaftig Rudi Dutschke, wie er auf der Tribüne sein Haupt zum ersten seiner Jünger, dem Chilenen Gaston Salvatore, neigte. Da war der illustre Freund Fidel Castros, der italienische Verleger Giangiacomo Feltrinelli, der (was niemand wusste) die ganze Veranstaltung aus dem Geldkoffer finanziert und ein paar Stangen Dynamit mitgebracht hatte, um einen Anschlag gegen die Kriegsmaschine der USA zu unternehmen. Da waren berühmte Schriftsteller wie Peter Weiss und Erich Fried. Und da waren Studentenführer wie Tariq Ali aus London und Alain Krivine aus Paris, umgeben von einer Samurai-artigen Straßenkampfgruppe in Lederkluft. Von irgendwoher (manche behaupten, aus DDR-Beständen) waren Bauarbeiter-Helme

aufgetaucht, die viele Demonstranten als Ausweis ihrer „proletarischen“ Militanzbereitschaft aufsetzten. Im Foyer verkauften die Kommunarden der K1, Kunzelmann und Teufel, die eine Art Pop-Stars der Bewegung geworden waren, ihre eigenen Flugblattsammlungen und das Rote Buch des Vorsitzenden Mao. „Wir“, die jungen APO-Rebellen, schmückten ja jetzt eins ums andere mal auch die Titelseiten von „Spiegel“ und „Stern“. Und es hatte fast schon etwas Beschwörendes und zugleich Kokettes, wenn wir auf den Demonstrationen begeistert skandierten: „Wir - sind - eine - kleine – ra-di-ka-le – Minderheit!“

Das waren wir, zweifellos – aber zugleich auch viel mehr. Wir hatten das wohlbegründete Gefühl, die Verhältnisse zum Tanzen gebracht zu haben. So zahlenmäßig klein – gemessen an den siebziger und achtziger Jahren, aber auch an entsprechenden Großaktionen der heutigen Zeit – die Demonstrationen von 1968 waren, so groß war die Aufregung, die sie durch ihre ständig gesteigerte verbale Radikalität und ihre provokativen Auftritte im Karpfenteich dieser auf Konsens gestimmten Republik erzeugten, bei Sozialdemokraten kaum weniger als bei den Christdemokraten und Liberalen. Und je mehr wohlmeinende Angehörige des „Establishments“, Professoren, Verleger oder Industrielle, sich um einen Dialog mit den Köpfen dieser neuen Außerparlamentarischen Opposition bemühten, umso schroffer wurden sie als „Scheißliberale“, „Pseudodemokraten“ und „Ausbeuter“ abgefertigt.

Denn das große Schreckenswort neben der „Repression“ war die „Integration“. Man wollte uns integrieren! Wir aber hatten zu beweisen, dass wir nicht mehr integrierbar waren. Die erste Aufgabe der Revolutionäre in den Metropolenländern wie der Bundesrepublik Deutschland sei es, „sich selbst zu revolutionieren“. Mit diesen Worten hatte Rudi Dutschke uns in seiner Abschiedsrede auf dem Vietnam-Kongress entlassen. Sie wirkten lange nach, in mir jedenfalls.

In diesem Frühjahr 1968 konnte man ernsthaft glauben, Teil einer globalen Aufbruchsbewegung der Jugend aller Länder zu sein. Überall, so schien es, gährte es, von den USA angefangen über halb Europa bis nach Asien und Lateinamerika. Dieser Eindruck war auch nicht völlig falsch – und doch eine Halluzination. Denn in Wirklichkeit lebten die jugendlichen Radikalen der verschiedenen

Länder in vollkommen getrennten Welten. Und die emphatische „Solidarität“ war oft nur eine Form der praktischen Entsolidarisierung.

So sympathisierten viele der jugendlichen Radikalen in der Bundesrepublik wie in anderen westlichen Ländern mit den Roten Garden der chinesischen Kulturrevolution, die – so meinte man – das verknöcherte, „revisionistische“ Regime der alten Parteigarde durch einen wiederaufgefrischten Geist der direkten, revolutionären Massendemokratie gestürzt und ersetzt hatten. Das ursprünglich für die Rekruten der Volksarmee kompilierte „Rote Buch“, ein in alle Sprachen übersetzter Katechismus aus Mao-Sprüchen, avancierte zu einem hunderttausendfach vertriebenen Kultobjekt, halb modisches Gadget und halb ernsthafte Schulungsbroschüre. Mao-Buttons tauchten an tausenden Mützen und Revers auf. Und neben dem würdigen Bild von Onkel Ho, dessen Name die SpringprozeSSIONen der Antikriegsdemonstranten aller Länder beflügelte („Ho-Ho-Ho-Chi-Minh“) und der vertrauten Ikone von Bruder Che wurde das lächelnde Ölporträt des Vorsitzenden Mao zur Mona Lisa dieser imaginären Weltrevolution.

Dabei hätten uns doch auch die wenigen, verfügbaren Bilder dieser chinesischen Kulturrevolution hoch misstrauisch stimmen müssen, voller aufgeputzter Massen, die alle dieselben roten Büchlein schwenkten, um wie in einem Hexensabbath die „Schlangengeister und Rinderteufel“ (in Maos blumig-mythischer Redeweise) auszutreiben. Und man konnte ja durchaus ahnen oder aus verstreuten Informationen erschließen, dass es sich um eine von oben orchestrierte „Spontaneität“ handelte, die in einem Kampf aller gegen alle Hunderttausenden das Leben kostete. Aber das alles wollten wir ja gar nicht wissen, im Gegenteil. Wir wollten uns eine Welt voller Freunde und Feinde zurechtschneiden, eine weltweite Befreiungsbewegung, deren Teil wir sein würden – wir, die nach dem Wort des Che den „Kampf in der Brust der Bestie“ selbst aufgenommen hatten, in den Metropolenländern des Kapitalismus und Imperialismus also.

Von solchen, ebenso beklemmenden wie faszinierenden Vorstellungen, die mehr einem rasenden Existenzialismus als einem radikalen Marxismus entsprangen, waren auch diejenigen getrieben, die Anfang April 1968 die Parolen („burn, warehouse, burn“) der Berliner Spaßguerilla um die „Kommune 1“ in eine herostratische Tat überführten: Sie zündeten zwei Frankfurter Kaufhäuser

an. Noch war allerdings nicht zu ahnen, dass aus den beiden Hauptbrandstiftern Andreas Baader und Gudrun Ensslin zwei Jahre später das Gründungspaar eines bundesdeutschen Terrorismus werden würde. Und noch weniger hätte man ahnen können, dass auch einige der Kommunarden selbst, allen voran der knarzige Dieter Kunzelmann und der lustige Fritz Teufel, sich kaum ein Jahr später in den bewaffneten Untergrund verabschieden würden. Noch waren wir weit entfernt von der bleiernen Zeit, mit der das „Rote Jahrzehnt“ 1977 in den „deutschen Herbst“ von 1977 münden würde.

Vielmehr war das Doppeljahr 1967/68 bei allem apokalyptischen Wetterleuchten zunächst eine traumhafte Situation der Entgrenzung, ein magischer Moment des aus sich Herausgehens und Heraustretens; und darin lag der Vorschein von etwas Künftigem, Möglichem, dessen Erinnerung unverlierbar bleibt. Wir fühlten uns unmittelbar zu allen Ereignissen in der Welt, und diese waren unmittelbar zu uns. Alles ging uns an. Das zu Herzen gehende Lied von Sacco und Vanzetti, den (so hieß es) zu Unrecht zum Tode verurteilten Anarchisten der späten zwanziger Jahre, oder die aufwühlenden Bilder und aufrüttelnden Gesänge des spanischen Bürgerkriegs wurden in einer Intensität gehört, gesungen und betrachtet, als geschähe das alles hier und heute.

In Wirklichkeit war 1968 schon eine post-moderne Bewegung, und ihr Subjekt eine Neue Linke, die trotz all ihrer ausschweifenden Textversessenheit und Theoriehut vor allem in Bildern und Musiken lebte und schwelgte. Die Welt war Zeichen und Klang – ein riesiger, symphonischer Raum unterschiedlicher Sounds und Signale, Rhythmen und Gesänge, von den alten Arbeiterliedern über die Folklore aller Kontinente bis zu den Heartbeats des Rock'n Roll. Auch die Götter des Pop, die Jimi Hendrix, Janis Joplin oder Mike Jagger, traten ja jetzt im obligatorischen Gestus der Rebellen auf. *The time is ripe for fighting in the street, boys*, hieß es in einem Lied der Stones. Und die Bilder dieses Jahres schienen das auch wirklich zu bestätigen.

Eine Jugendbewegung ist, fast naturgemäß, auch eine Sphäre entgrenzter Erotik, die aus ihrem sinnlichen Appeal lebt und sich daraus nährt – einem Appeal, von dem sich auch die lüstern-geifernde Boulevardpresse und die empörte

Spießermittel ständig ihre Scheibe abschnitt. Pfui Teufel, war das interessant, was diese Ferkel da hinter ihren kaum verhängten Fenstern trieben!

In Wirklichkeit kämpfte die „sexuelle Revolution“, von der bald die Rede war, längst an zwei völlig gegensätzlichen Fronten: Auf der einen Seite gegen eine nur noch mühsam und „autoritär“ behauptete Prüderie und anachronistische Wohlanständigkeit – und auf der anderen Seite schon gegen eine durch die Medien schwappende, kommerzialisierte „Sexwelle“, die jedenfalls ungleich hemmungsloser war als alles, was sich genuin mit 1968 verbindet.

Wer die ungestylte, fast unschuldige Nacktheit der Protestanten von Woodstock mit den raffinierten Entblößungsstrategien der Werbung oder den geilen Erregungen der Boulevardpresse von damals vergleicht, ahnt in etwa, was einige Köpfe der 68er-Bewegung mit Herbert Marcuse als „repressive Entsublimierung“ anprangerten: eine Kommerzialisierung der Körper und der Sinnlichkeit, deren erstes Resultat die Abstumpfung und völlige Austauschbarkeit war. Der Tod des Eros mithin, kaum dass er sich ungeschützt gezeigt hatte.

Und so gab es eine dritte, damals noch kaum bewusst registrierte Frontlinie, die von dem theoretischen Kronzeugen der „sexuellen Revolution“, dem kommunistischen Sexualtherapeuten Wilhelm Reich markiert wurde, dessen Schriften im Reprint wieder verfügbar wurden. Von jedem fröhlichen Hedonismus weit entfernt, ging es darin um die Destruktion des eigenen bourgeoisen, autoritären, latent faschistischen „Charakterpanzers“ und um die Produktion befreiter, mit vitaler Lebensenergie aufgeladener revolutionärer Kader, Männer und Frauen.

Tatsächlich trugen die Experimente mit Drugs & Sex, die in den aus dem Boden schießenden Kommunen unter den Postern von Mao und Che oder auch Lenin und Stalin betrieben wurden, nicht selten Züge eines gewaltsamen Selbstexperiments. Und gerade hier, in denen Zonen der radikalsten Entbindung, gab es vielfach auch schon den Drang nach neuer Bindung: sei es in den rigoros disziplinierten marxistisch-leninistischen Parteiklonen und Kampfbünden der anbrechenden siebziger Jahre, oder in den entstehenden terroristischen Gruppen, die sich (wie willig oder unwillig auch immer) der Disziplin des Untergrunds unterwerfen mussten.

So schwankt das Bild des Jahres 1968 im Magnetfeld der Widersprüche, die diese – scheinbar weltweit miteinander verbundenen – radikalen Jugendbewegungen geprägt haben. Und man erlebte diese Widersprüche am eigenen Leib, befand sich in einer Drift voller Strömungen und Gegenströmungen, die man selbst nicht kontrollierte, obwohl man sich doch gerade einer theoretisch vertieften „Bewusstheit“ und einer unbedingten Autonomie der eigenen Entscheidungen verschrieben hatte. Aus vergnügtem Hedonismus konnte in diesem Prozess – fast über Nacht – puritanischer Ernst werden, aus Egalitarismus Elitismus, aus einer antiautoritären Haltung ein neuer Autoritarismus, aus der Suche nach Individualität ein Bedürfnis nach Gemeinschaft und Einordnung, aus pazifistischem Antimilitarismus ein Kult revolutionärer Gewalt, aus Zärtlichkeit und Partnerschaft emotionaler Autismus und erotische Segregation.

Die Anfänge der Frauenbewegung waren jedenfalls zunächst einmal Sezessionen und Rückzüge aus den Zentren dieser politischen Bewegung, in denen – gerade in der informellen Offenheit aller Gremien und Meetings – sich faktisch eine machistische Hackordnung durchsetzte. So entsprang die Frauenbewegung wie viele andere Entwicklungen der siebziger Jahre, von den Bürgerinitiativen bis zur Ökobewegung, zwar dem Energiestrom, der von 1968 ausging, aber gehört doch eigentlich nicht in den Kontext dieses Jahres. Vieles hat sich später unter der Chiffre „68“ eingeloggt, das in Wirklichkeit nicht hierhin gehört.

Vieles war ja auch eine Komödie der Irrungen und Wirrungen. Als die Studentenbewegung an ihre Schranken stieß, wurde der Drang, in die „proletarischen“ Wohnviertel und Fabriken zu ziehen, übermächtig. So orientierten wir uns aus der Logik unseres radikalen Antikapitalismus heraus auf ein historisches Subjekt, eine Arbeiterbewegung, die als gesellschaftliche Größe gerade schmolz oder fast schon in Abwicklung war.

Ähnlich verhielt es sich mit dem gerade erst entdeckten, neuen Subjekt der „Dritten Welt“. Der halluzinatorische Moment dieses Jahres 1968, als alle Weltereignisse plötzlich einen Kontext zu bilden und eine geschichtliche Strömung zu ergeben schienen, war schon verflogen, bevor man ihn so recht zu fassen bekommen hatte. Am Ussuri standen sich sowjetische und chinesische Truppen gegenüber, um Grenzkämpfe ältesten Stils auszukämpfen. Wenig später stürzte der „kleine General“ der Kulturrevolution und designierte Mao-

Nachfolger Lin Piao bei der Flucht in die Mongolei ab und galt plötzlich als „Faschist“. Im Jahr darauf toastete Nixon in Peking Tschou En-lai zu. Verschiedene Befreiungsbewegungen zeigten ihre düsteren und chauvinistischen Seiten. Die Palästinensischen Befreiungsorganisationen glitten sehr schnell in blanken Terrorismus ab; und die lateinamerikanischen Stadtguerilleros konnten zwar spektakuläre Aktionen machen, waren für die Militärdiktatoren des Kontinents aber eher ein willkommener Vorwand als eine ernsthafte Bedrohung.

Auch die politischen, technischen und ökonomischen Entwicklungen überholten uns eins ums andere mal, während wir uns doch an der Spitze des Fortschritts sahen. Der beispiellose sozialökonomische Entwicklungszyklus der Nachkriegsperiode hielt weiter an, statt in die immer prognostizierte, fundamentale Krise zu münden. Der erste Mensch landete 1969 auf dem Mond. Und statt des massiven Rechtsrutsches in Richtung Franz Josef Strauß, den alle Welt erwartete, war es die SPD Willy Brandts und eine runderneuerte FDP, die die Wahlen gewannen und durch eine sozialliberale Koalition die scheinbar „ewige“ Ära christdemokratisch geführter Regierungen beendeten.

Nicht nur diejenigen, die im Winter 1969/70 den Gang in einen bewaffneten Untergrund antraten, begaben sich ins Abseits. Viele andere 68er-Aktivistinnen (darunter der Autor dieser Zeilen) sowie zehntausende Jüngerer, die zum großen Fest der Bewegung zu spät gekommen und nun umso radikaler auftraten, kapselten sich ein ganzes „rotes Jahrzehnt“ lang in eine brodelnde Szenerie linksradikaler und neokommunistischer Gruppen ein. Der „Erfahrungshunger“, den Michael Rutschky einmal als Charakteristikum der siebziger Jahre beschrieben hat, blieb über weite Strecken selektiv und ließe sich ebenso auch als Erfahrungsverweigerung beschreiben.

Nichts lässt sich auf einen Nenner bringen. Und insofern ist es auch sinnlos, von heute aus „für“ oder „gegen“ 1968 zu optieren. Alles war, wie es war – so vieldeutig nämlich, wie solche historischen Kulminationspunkte nun einmal sind.